Zweite Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger

№ 57. Sonntag den 26. Februar 1888. 82. Jahrgang.

See- und Bergabenteuer.

Nachdruck verboten.

Habe ich es um die Jahreswende unternommen, der liebenswürdigen Leserin und dem freundlichen Leser des „Leipziger Tageblattes" meine Erlebnisse in der Christnacht auf dem Königssee zu schildern, so lade ich hiermit geziemendst ein, mir ins Paradies des Salzburger Ländchens, an die lieblichen Gestade des Zeller-Sees zu folgen, der umrahmt von den Bergriesen des „Steinernen Meeres" und der Gasteiner Gruppe ein entzückendes Bild dem Auge bietet, wenn es nicht echt salzburgische Schnürl (= Bindfaden) regnet. Zell am See, der reizende Fleck Erde am Zeller-See, gehört ja ins Gebiet des österreichischen Herzogthums Salzburg, bekommt daher auch seinen Theil des landesüblichen Regens mit. Das durchschnittliche Maß im Jahre beträgt für die Landeshauptstadt 157 Regentage (Ischl im Salzkammergut gar 175), für Zell am See fällt kaum weniger ab.

Trotz herrlichsten Regens dampfte ich auf der Giselabahn ins Pinzgau, dessen Bewohner, wie es im Liede heißt, so gern wallfahrten gehen. Ein verrücktes Unternehmen, aber ein echter, sechs Schuh langer Altbayer, zudem ein richtiger Federfuchser, wie ich, fürchtet doch das bischen Naßwerden nicht. Außerdem ist es etwas Herrliches um so eine recht verregnete Gesellschaft im Hochgebirge. Im Glaspavillon des „Hotels am See" saßen wir denn beisammen: Norddeutsche in Loandhöseln mit zerschundenen Knieen, was die süddeutschen Lachmuskeln so fürchterlich reizte, mit Grimm auf den Lippen und Zorn über Salzburgs Himmel im Herzen, lustige Wiener, die hieher gekommen waren, um — Tarok zu spielen, unbekümmert um das Wetter, ein Englisch-Paar und der Ihnen bekannte mordsmäßig kernige Altbayer. Leider war der liebenswürdigste deutsche Stamm nicht vertreten, kein Sachse, also auch keine Aussicht für einen ausgiebigen Scat. Auch das ewig Weibliche fand nur geringe Repräsentanz, nur eine Dame drückte das Näschen an den Fensterscheiben des Pavillons platt.

Es regnete mit Ausdauer, so schön, daß ich fast versucht war, meiner heißgeliebten Redaction zu telegraphiren: „Soeben fällt ein sechsunddreißigstündiger Regen!"

Ich that's nicht und wurde glänzend belohnt. Goldig brach der Morgen an, jubelnd stieg die Sonne über die Berge in das wolkenlose, azurne Firmament, das Bürgschaft bot, für einen reinen, schönen Tag. Mit jubelnden Strahlen und flatterndem Morgenroth stieg der junge Tag herbei, ein überwältigender Anblick! Des Mondes Silber begann zu erblassen, Auroras Purpurfinger lüfteten die Wolkengardinen am Morgenhimmel — noch ein wehmüthiger Blick nach dem Weltlicht und Luna verschwand wie duftiger Nebel. Und vom See herauf weht eine frische Brise, die das Herz weitet und den Magen lüstern macht nach einem warmen Frühstück.

Hei, wie lustig heute Alles in die Welt guckt! Kein mürrisch Gesicht zu sehen, alles hastend und jagend nach dem Bootshause, hinaus, hinaus auf den spiegelklaren, leicht vom Morgenwinde gekräuselten See, den bald eine fidele Flottille belebt.

Nur noch ein Kielboot ist im Hafen (verzeihen, verehrtester Herr Redacteur, den euphemistischen Ausdruck, aber ich weiß nicht im Augenblicke, wie ich eine Bretterhütte zum Schutz der diversen Schinappeln, Seelentränker, Giggs u. s. w. in reinem Hochdeutsch nennen soll, als indem ich schreibe: Hafen), für mich reservirt. Schmunzelnd will ich eben abstoßen, da wirbelt die Dame mit dem Stumpfnäschen in lustigstem Weißmull heran. Die Augen bitten: „Nimm mich mit."

Du lieber Himmel! Hübsch, jung, ich in den Jahren, in denen man ein verflixter Kerl zu sein pflegt, besonders in der sommerfrischen Zeit, ich sollte nein sagen? O nein. Eher con amore!

Helles Sonnengold überfluthet den smaragdgrünen See, es ist so schön, daß man rein aus der Haut und ins Wasser fahren möchte. Ja so, am Steuer sitzt die Besitzerin der niedlichsten Stumpfnase zwischen Gohlis und dem Großzschocher.

Wer ich bin, weiß sie schon, wer sie aber ist? Jedenfalls ist sie ledig, natürlich, immer ledig. Also noch Fräulein. Das Stumpfnäschen weist in die böhmischen Gefilde; ich war zwei Jahre in Prag, dort bekommt man den Kennerblick für Nasenformationen. Wenn ich nur mehr böhmisch könnte! Und kein czechisches Wörterbuch im Sack! Wie unvorsichtig! Sagte doch schon Graf Taaffe zu Beginn seiner Aera bei Sacher einst zu einem Kellner, der das schöne Wort „Platit" (zahlen) nicht verstand: „Mein Lieber, ohne Böhmisch werden Sie's nicht weit bringen bei uns!" Und wie Recht hatte Excellenz!

Wie weit ich es bringen werde auf meinem Kielboot ohne die böhmische Sprache? Ach was, auf Grund des österreichisch-deutschen Bündnisses wage ich eine deutsche Ansprache.

„Prächtiger Morgen heute in frischer Gebirgsluft, was?!"

„Danke, ja!" — Tiefe Stille, nur das Plätschern der Wellen stört die Einsamkeit. O Moltke, wie wirst Du copirt als großer Schweiger! Ich lenke — auf Deutsch natürlich — die Aufmerksamkeit der blaugrauen Äuglein auf das „Steinerne Meer"; mein Fräulein beguckt die Felsenriesen und schweigt. Ich zeige ihr den Schneegipfel des Wiesbachhorn, ein rascher Blick wird dem Gletscher gegönnt, das ist Alles.

Für mich ist es genug, um auf Bismarck's Standpunct der absoluten „Wurschtigkeit" zu kommen. Doch noch einen Versuch nach Münchener Manier, die „Fliegenden Blätter" mögen ihn verzeihen.

„Mein Fräulein", wissen Sie, daß wir in München auch ein „Steinernes Meer" haben?

Zur Antwort wird ein gleichgiltiges, von Achselzucken begleitetes „Wo?" gegeben.

„Im Hofbräuhaus! Wegen der vielen Steinkrüge."

Sie lacht nicht! Da soll einem Münchener nicht „anders zu Muthe" werden.

Während des Weiterruderns dem „Hafen" zu, zermartere ich mein Gehirn nach einem böhmischen Satz, den mein Vis-à-vis auch versteht. Vergeblich. Ach was, warum über solche Schweigsamkeit dich ärgern und — „jedko jedno" murmeln meine Lippen.

Ein Ruck, die zarten Händchen lassen das Steuer los, ein Freudenschimmer fliegt über das rosige Gesichtchen und munter wie der Bergquell zu Thale rieselt, quellen Worte über ihre Korallenlippen, Worte, von einem allerliebsten Lächeln begleitet, aber leider ohne die geringste Rücksichtnahme auf die Staatssprache in Oesterreich.

Jetzt fliegt auch bei mir ein Schimmer über das Gesicht, ich fühle diesen Schimmer, er muß roth sein, so roth wie die Verlegenheit, in die mich die Annexion zweier böhmischer Worte gebracht hat.

Mittlerweile nähert sich unser Kahn dem „Hafen". Die angstvolle Suche nach einer schrift- oder hochböhmischen Antwort preßt mir Perlen aus der Stirn, ein Königreich, alle vier Wenzel in einer Tournée für einen schönen Satz und wärs auch nur das böhmische Eingeständniß, nur deutsch sprechen zu können.

Moltke hat sich in Clemenceau verwandelt, die Einsilbigkeit ist französischer Redeseligkeit gewichen. Wenn wir nur schon am Ufer wären! Eine Opferkerze dem heiligen Nepomuk, wenn ich wieder nach Prag komme! Und die „Narodni listy" werde ich auch auf ein ganzes Quartal abonniren!

Mein Gegenüber wird immer fideler, sie lacht mich offenbar aus, wahrscheinlich habe ich mein Gelübde laut gedacht. Sie erhebt sich wenige Klafter vom Ufer und will, nach dem Steg greifend, unseren Kahn an die Bretterwand schieben. Statt hinzuziehen, drängt mein holdes Vis-à-vis aber den Kahn weg und ehe ich zu Hilfe springen kann, fliegt das Stumpfnäschen im Uebergewicht — ins Wasser. Ich nach ohne Besinnen und auf die weißen Kleider losgeschwommen, was die Gliedmaßen arbeiten können.

Pustend und ermattet bringe ich die Bewußtlose ans Land, empfangen von den zu Tode erschrockenen Sommerfrischlern mit einer Fluth von Vorwürfen. Die Hoteliersfrau und ein Paar handfeste Küchenfeen nehmen mir meine nasse Last ab, was ihre Blicke sagten, vergesse ich im Leben nicht.

Da drängt sich ein Herr durch die Menge, er will zu mir, ich eile ihm entgegen — es ist der — Mann der pudelnassen Frau, der vor kaum einer Stunde deren Gepäck nach Tirol expedirt hatte — — — — —!

Was eine Zunge hatte, wetzte sie für mich, so daß ich, die Vergeblichkeit einer Vertheidigung einsehend, mich zur Flucht entschloß. Eben will der alte Hotelier vor dem Diner mir noch die Leviten lesen, da sehe ich vor dem Hause ein Maulthier stehen. Ein Satz, ein Hieb auf den Unaussprechlichen des Langohrs und wie besessen ging die Flucht durchs Dorf, hinan den Berg auf dem Wege zur Schmittenhöhe, hinterher der keuchende Maulthiertreiber. Ein Anblick für Götter! Der Reiter, dessen lange Beine den Boden streifen, pudelnaß, hungrig, ohne Kopfbedeckung, das Reitthier stöhnend unter der Last von reichlich 217 Pfund und der Treiber, ausgestattet mit dem überflüssigsten Ding auf der Welt, nämlich mit einem Kropf, fluchend und schauerliche Rache schwörend.

Es kam zu keinem Gefecht, ein abgegriffener österreichischer Papiergulden besänftigte den Treiber und mein Verzicht auf weiteren Transport und das Reitthier, so war uns Allen geholfen.

Völlig trocken kam ich auf der Schmittenhöhe an, auf das Herzlichste begrüßt von dem reizenden Gastwirth Hubinger, dem patentesten Herbergsvater „so hoch da droben".

Zum ersten Male auf der vielgerühmten Schmittenhöhe, 5505 Fuß überm Meer, mit dem großartigen Panorama vom Kaisergebirge bis zum Venediger! Ja richtig, das Panorama! Zum Kuckuck! wo ist denn die Aussicht?

„Ja, sagen S', warum haben S' Ihnen denn g'rad d' Kohlenwetter mitgenommen auf d' Schmittenhöhe?"

„Wieso, Kohlenwetter?"

Jetzt lachte der allezeit fidele Hubinger laut auf und belehrte den verdutzten Flüchtling: „Weil wir Kohlen brauchen für die nächsten Tag', was Zeug halt!"

Vermuthlich machte ich dabei ein unsäglich dummes Gesicht, denn Hubinger wußte nicht mehr, sollte er sich die Seiten halten oder den Mund mit dem Sacktuch stopfen und er hüpfte dabei, wie Einer, dem ein Gebirgler auf die Hühneraugen getreten ist. Kohlenbedarf im Gluthmonat? Bedenklichen Blickes musterte ich den Horizont, weiß Gott! der Himmel bleigrau, derselbe Himmel, der so allianzmäßig blaute noch vor wenigen Stunden! Das Hochplateau, auf dem das Hotel zur Schmittenhöhe steht, von prächtigen Nebeln umhüllt, daß nur ein ganz kleines Schwänzlein vom Zeller-See zu sehen war, und merkwürdig scharf bläst der Wind über das Plateau.

Doch hinein zur Wirthin am freundlichen Herd, dessen Wärme wirklich trotz der kalendermäßigen Hundstage recht erfreulich den Ankömmling umkoste. Das Menu ist das erste, die Musterung der bereits um den traulichen Herd Versammelten Sache zweiter Instanz. Mit Sonnenaufgang aus den Federn gesprungen, stundenlang das Stumpfnäschen gerudert auf dem lieblichen Zeller-See, „Witze" gemacht, böhmisch zu reden versucht, eine Dame „ins Wasser geworfen", moralisch gelyncht, vom Diner ausgeschlossen worden, ein Maulthier zum Galoppiren gereizt und schließlich im nüchternsten Zustand die Schmittenhöhe erstürmt, um gerade noch trocken unter Dach zum Abendessen zurecht zu kommen! So viel „Glück" an einem Tage! Und welcher Appetit! den könnte Köpernik nicht haben, wenn er auf dieser dornenvollen Lebensbahn noch „reisen" würde. Bei der dritten Flasche Specialtiroler gings ans Erzählen, man kicherte, lächelte und lachte mich Aermsten in allen Variationen aus, besonders die langzopfige Hebe schmunzelte auf beängstigende Weise, während sich ein stämmiger Pinzgauer verständnißinnig den gewaltigen Schnauzer wischte. Dann wurde die Zither von der Wand geholt, der Bergriese leckte mit kernigen Griffen und flugs drehten sich Männlein und Weiblein im fröhlichsten Tanze.

Wer Füaß hat,
Der tanzt halt,
Wer koan' hat,
Laßt's bleib'n.

Ich hatte keine, Füße zum Tanzen nämlich, die beginnende Müdigkeit vermochte das Trutzliedel nicht zu bannen. Aber mache Einer in solcher Situation seine Rechnung mit dem Himmel, er kommt zu kurz. Die Hebe ist es, die den Strich durch die Rechnung macht. Wie „der Bien muß", so muß auch der „Stadinger" (Stadtherr) und da ritt ihn der Teufel zum Singen:

„Wenn a Dirndl net g'heirath' hat,
Is' nix an ihr g'leg'n —
Und wenn oani a Jungfre bleibt
Hat s' koana net mög'n."

Und a tempo, kaum daß der letzte Ton aus der Kehle war, klang es zurück:

„Daß dös gwiß wahr sein müßt
Steht nirgends net g'schrieb'n,
Wenn a solcher kam, wie Du bist,
Waar i a oani blieb'n!"

„Das Haus schüttelte sich vor Lachen", würde der Theaterreferent schreiben.

Alles lachte — auf meine Kosten und ich verzog die Lippen in süßsaurem Gemisch. Da plötzlich weht ein eisiger Luftzug in die geräumige Küche, die Lampe fast verlöschend, der Stallknecht ist hereingetreten und beendet jegliche Tanzlust mit dem Rufe: „Eing'schneit!"

Im Juli eing'schneit! Wahrhaftig, der Schnee mannshoch vor der Thür! Nette Gegend!

„Die Mannsleut vor!" hieß es, und mit Schaufeln mußte die Thür freigemacht werden. Das war eine saure, aber jeglichen Schlaf vertreibende Arbeit, an der sich Alles, was männlichen Odem hat, betheiligen mußte, auch der „Stadtherr" mit einbegriffen. Wir schaufelten, bis der Tag anbrach, der neuen Schnee brachte. Warmer Grog und Glühwein kräftigte die Lebensgeister, bis der Föhn, den wohl der Triglav herübergesandt haben mochte, warmen Regen brachte.

Trotz Almenrausch und Panorama sauste ich aber am dritten Tage in mächtigen Sprüngen abwärts, der Eisenbahn zu, und heutigen Tages weiß ich noch nicht, wie schön eigentlich die Rundsicht von der Schmittenhöhe ist, und nicht mit vier Pferden bringt man mich auf den Zeller-See.

München, im Nachwinter 1888.

Arthur Achleitner.

Zur Frage des Socialistengesetzes.

* Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" äußert sich heute zur Frage des Socialistengesetzes. Das officiöse Blatt schreibt:

Während im Reichstage und in der betreffenden Commission desselben über die Novelle zu dem Gesetze gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie verhandelt wurde, konnte man von den verschiedensten Seiten hören, auf die in der Vorlage enthaltenen Verschärfungen und die darin geforderte fünfjährige Frist der Geltungsdauer dieses Gesetzes könne deswegen nicht eingegangen werden, weil es die höchste Zeit sei, das System der Ausnahmegesetzgebung zu verlassen und auf den Boden des gemeinen Rechts zurückzukehren.

Wesentlich um diese „Rückkehr" genügend vorbereiten zu können, zeigte man sich bereit, die Geltungsdauer noch einmal, wie ja auch geschehen, auf zwei Jahre zu verlängern. Hiermit überträgt man die Bewerkstelligung dieser Rückkehr einem gänzlich unbekannten Factor, dem nächsten Reichstage, welchem über das Wie dieser Rückkehr keinerlei Directiven gegeben wurden, indem von keiner Seite positive Vorschläge darüber gemacht worden sind, auf welche Weise das gemeine Recht ergänzt werden müsse, damit die Waffe des Socialistengesetzes, diese zur Abwehr internationaler Umsturzbestrebungen bestimmte Waffe, in Zukunft entbehrlich werde.

Bei der dritten Berathung der Verlängerungsnovelle hielt nun der Abg. Oechelhäuser eine in vieler Beziehung bemerkenswerthe Rede, in welcher namentlich auch hervorgehoben wurde, in welcher Weise und weshalb das Socialistengesetz auf das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf das Günstigste eingewirkt hat. In dieser Rede forderte Herr Oechelhäuser, das bestehende Ausnahmegesetz möge behufs Rückkehr auf den Boden des gemeinen Rechtes durch ein dauerndes Specialgesetz ersetzt werden, und verschiedene Blätter haben sich inzwischen diese Forderung angeeignet. Schon hierin zeigt sich aber, wie schwierig die Rückkehr zum gemeinen Recht ist. Eben weil man sich bei den socialdemokratischen Umsturzbestrebungen einem Ausnahmezustand gegenüber befindet, werden gegen diese Bestrebungen als Waffe gedachte dauernde Specialgesetze doch immer wieder den Charakter von Ausnahmegesetzen tragen müssen.

Am bequemsten wäre allerdings der in einem Blatte bereits ausgesprochene Gedanke, es werde „jetzt zunächst Aufgabe der betreffenden amtlichen Kreise sein, passende Vorschläge zu machen". Die „amtlichen Kreise" hatten aber ihre Vorschläge gemacht und sind damit nicht gehört worden. Die Reihe des Kopfzerbrechens wäre nun wohl billig auf der anderen Seite.

Uebrigens scheint man auch bereits zu empfinden, daß den amtlichen Kreisen nicht wohl zugemuthet werden könne, sich auf die bisherige Disposition der Geister hin solchen Aufgaben zu unterziehen. Denn bereits begegnet man in der „National-Zeitung" Vorschlägen, in denen sie allerdings „lediglich ihre Ansicht" über die Rückkehr zum gemeinen Recht deponirt. Hierbei wird davon ausgegangen, man müsse „von vornherein selbstverständlich darauf verzichten, die jetzige „Ruhe" auf dem Gebiete der socialdemokratischen Agitationen auch weiter bewirken zu wollen"; wer auf diese Ruhe nicht verzichten wolle, der müsse das Socialistengesetz auf unbestimmte Zeit beibehalten. Herr Oechelhäuser hatte doch aber im Reichstage gerade diese durch das Socialistengesetz bewirkte Ruhe als dessen größten Erfolg hingestellt. Wenn nun die „National-Zeitung" meint, die Rückkehr zum gemeinen Recht bedinge „selbstverständlich, daß man sich wieder auf die öffentliche Bethätigung der Socialdemokratie gefaßt machen muß; ihre Ansichten werden wieder in einer größeren Anzahl unzweideutig socialdemokratischer Blätter und in Versammlungen verkündet werden", so scheint das in bedenklichem Gegensatze zu den An- und Absichten des Herrn Oechelhäuser zu stehen, und geht schon aus dieser Meinungsverschiedenheit gewiß das Eine hervor, daß die Rückkehr zum gemeinen Recht, auch durch etwaige dauernde Specialgesetze, durchaus nicht so leicht sein wird, wie man das in der liberalen Presse auszumalen beliebt. Denn selbst Diejenigen, die diese Rückkehr fordern, sind noch lange nicht einmal darüber einig, welcher Zustand durch die zu erlassenden Bestimmungen herbeigeführt werden soll.

Ob die seitens der „National-Zeitung" inzwischen gemachten detaillirteren Vorschläge, durch welche sie der „specifisch socialdemokratischen Ausschreitung", der „Verhetzung gegen die bestehende Eigenthumsordnung" zu begegnen hofft, dem gewollten Zwecke entsprechen, mag hier unerörtert bleiben, auch wird abzuwarten sein, welche anderen Vorschläge etwa noch auftauchen werden. Inzwischen aber wird man im Lande befriedigt darüber sein, daß es angesichts der Unklarheit und Verschwommenheit der bezüglichen Anschauungen wenigstens gelungen ist, eine zweijährige Verlängerung der geltenden Abwehrmaßregeln zu erhalten.

Denn darin dürfte die „National-Zeitung" Recht haben: wer nicht auf die Ruhe auf dem Gebiete der socialdemokratischen Agitation verzichten will, wie solche durch das bestehende Gesetz hat erzwungen werden können, der wird das Socialistengesetz auf unbestimmte Zeit beibehalten müssen, auf so lange nämlich, bis derjenige Ausnahmezustand behoben ist, welcher es hat ins Leben treten lassen.

Das Reichsland.

* Einen sehr wohlthuenden Eindruck hat das Auftreten des elsässischen Abg. Dr. Petri in der Reichstagssitzung vom Donnerstag gemacht. Der Vertreter von Straßburg, der bekanntlich auch der erste reichsländische Abgeordnete ist, der sich einer der bestehenden Fractionen (nämlich der nationalliberalen) angeschlossen, hat die erfreuliche Erklärung abgegeben, daß er die elsaß-lothringischen Verhältnisse stets nur vom deutsch-nationalen Standpunct aus betrachten werde. Es ist zum ersten Mal, daß ein ähnliches Wort aus dem Munde eines reichsländischen Abgeordneten kommt, und eine solche Erklärung des Vertreters der ersten Stadt der Reichslande muß die Hoffnung mächtig bestärken, daß im Laufe der Zeit die elsaß-lothringische Bevölkerung sich vollständig mit der neuen Ordnung, mit der Zugehörigkeit zu Deutschland aussöhnt. Herr Petri bezeichnete es nach seiner Auffassung und im Sinne seiner Wähler als seine Aufgabe, die Brücke der Verständigung und Annäherung zwischen Alt-Deutschland und dem Reichslande bauen zu helfen, und man wird ihm dafür allenthalben in Deutschland Dank wissen. Bei so patriotischer und wohlmeinender Gesinnung wird man auch der Warnung des Herrn Petri vor Mißgriffen in der Regierung von Elsaß-Lothringen besondere Beachtung schenken müssen. Der Redner sagte: „Zur Herbeiführung normaler Zustände in politischer Beziehung ist in unserem Lande vor Allem Eines erforderlich, nämlich das maß- und tactvolle Vorgehen der Landesregierung, auf der einen Seite energisches Eingreifen gegen alle politischen Demonstrationen, die sich wirklich als solche charakterisiren, auf der anderen Seite aber sorgfältiges Vermeiden aller kleinlichen polizeilichen Maßregeln, die keinen anderen Erfolg haben, als die Bevölkerung aufzuregen und der deutschen Sache einen unberechenbaren Schaden zuzufügen, indem sie von deutschfreundlichen Elementen nicht blos die Lauen und Gleichgiltigen, sondern auch Diejenigen abwenden, die sich schon zu uns bekannt haben." Die Warnung, nutzlose und erbitternde polizeiliche Belästigungen und Quälereien zu unterlassen, ist durchaus am Platze. Es werden in dieser Hinsicht auch in den wohlmeinendsten und deutschfreundlichsten Kreisen oft sehr berechtigte Klagen über unbegreifliche Mißgriffe und Ungeschicklichkeiten geführt, und diesen zum großen Theil die Schuld beigemessen, wenn noch so viel Mißstimmung in den Reichslanden herrscht. Herr Petri hat für eine andere Gelegenheit näheres Eingehen auf diesen Gegenstand in Aussicht gestellt und man wird solchen Beschwerden um so größere Aufmerksamkeit schenken, als sie der wohlwollenden Absicht entspringen, die Abneigung gegen die deutsche Verwaltung in den Reichslanden zu beseitigen. Herr Petri hat mit seinem Auftreten auch alsbald einen praktischen Erfolg erzielt. Es handelte sich um den Zuschuß von 400 000 ℳ, welchen das Reich zu den Kosten der Universität Straßburg mit Rücksicht auf deren nationale Bedeutung gewährt. Diese Summe war in dem gegenwärtigen Etat zum ersten Mal aus dem Ordinarium in das Extraordinarium gestellt, und daran war vielfach die Besorgniß geknüpft worden, diese Form möchte die künftige Kürzung oder Aufhebung der Unterstützung ankündigen. Die Budgetcommission hatte die Wiederaufnahme der Summe unter die dauernden Ausgaben beantragt und der Reichstag nahm nach der Befürwortung durch den Abg. Petri den Antrag einstimmig an. Die Wärme, mit welcher Herr Petri für die Anstalt als eine Pflanzstätte deutscher Cultur und Wissenschaft in der Westmark des Reichs eintrat, berührte sehr wohlthuend. Staatssecretair von Bötticher, der übrigens der Versetzung in das Extraordinarium nur eine formelle Bedeutung beilegen wollte, stellte auch die Zustimmung des Bundesraths zu der Rückversetzung unter die dauernden Ausgaben in Aussicht.

Auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" würdigt die Haltung des Abgeordneten Petri in vollem Maße. Das gouvernementale Blatt schreibt:

In der Geschichte unserer neueren deutschen Entwickelung wird der 23. Februar d. J. von bleibender Bedeutung sein. An diesem Tage erklärte zum ersten Male im deutschen Reichstage ein elsässischer Abgeordneter fest und offen, für die Interessen seines Heimathlandes vom deutsch-nationalen Boden aus eintreten und im Sinne seiner Wähler, nach seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung, die Brücke der Verständigung und Annäherung zwischen Elsaß-Lothringen und Altdeutschland bauen helfen zu wollen. Der Reichstag hat diese Erklärungen mit lautem Beifall, der Vertreter der verbündeten Regierungen sie mit unverhohlener Anerkennung und Sympathie begrüßt, ein gleiches Echo werden sie im gesammten Deutschland wecken. Der Vorgang ist vielleicht um so bedeutsamer, als der betreffende Abgeordnete, Dr. Petri, Vertreter der Landeshauptstadt, der alten Reichsstadt Straßburg, im Reichstage ist, welche bisher dorthin seit Jahren den Führer der elsässischen Protestbewegung, den verstorbenen Abgeordneten Kablé, entsandt hatte. Dr. Petri candidirte zum ersten Male am 21. Februar v. J. gegen Kablé, die Wahl fiel durch eine Reihe mitwirkender Umstände zu Gunsten des Letzteren aus, nicht zum wenigsten in Folge des hohen persönlichen Ansehens, welches der nun Verstorbene in weiten Kreisen seiner Mitbürger genoß. Daß Herr Dr. Petri mit den Anschauungen und Gesinnungen, welche er gestern im Reichstage bekundete und die seinen Landsleuten durchaus bekannt waren, die Erbschaft seines Vorgängers in der Vertretung Straßburg im Reichstage antreten konnte, darf vielleicht als ein um so erfreulicheres Symptom und insbesondere als ein unwiderleglicher Beweis dafür gelten, daß die mühevolle siebzehnjährige deutsche Arbeit in Elsaß-Lothringen keine verlorene gewesen ist. Von der ausgestreuten Saat ist manches Korn auf guten Boden gefallen, und wir pflichten Herrn Dr. Petri vollkommen bei, wie wir es im vorigen Jahre nach den Reichstagswahlen gethan haben, daß in Altdeutschland die Gesinnung der Bevölkerung des Reichslandes nicht nach den, unter für das Land völlig abnormen Verhältnissen vollzogenen Reichstagswahlen vom 21. Februar 1887 beurtheilt werden darf.

Der Abgeordnete Petri gehört außer dem Reichstage auch sämmtlichen Vertretungskörpern seiner Heimath, dem Landesausschuß, dem Bezirkstage des Unter-Elsaß und dem Gemeinderath der Stadt Straßburg an. Es steht zu hoffen, daß das von ihm gegebene Beispiel sich fruchtbringend erweisen werde; in den meisten Fällen bedarf es ja dazu nur eines muthigen, bahnbrechenden Entschlusses, wie der genannte Abgeordnete ihn gestern bethätigt hat. Wir haben unsererseits, ungeachtet der mannigfachen ungünstigen Eindrücke des letzten Jahres, die Ueberzeugung, daß die deutsche Aussaat in Elsaß-Lothringen sehr bald zahlreiche Keime treiben werde, niemals aufgegeben, Keime, welche aber zu Halmen und zu Früchten zu gestalten der allmächtigen Hand der Zeit überlassen bleiben muß.

Dr. Petri gehört der jüngeren Generation seiner Landsleute an, er ist erst zu Anfang der Achtziger Jahre in die Oeffentlichkeit getreten. Im Landesausschuß von Elsaß-Lothringen findet er eine Gruppe von Gesinnungsgenossen; vielleicht bewirkt seine That — denn als eine solche betrachten wir seine Erklärungen —, daß die ihm gesinnungsverwandten Elemente sich nun auch enger und fester zu größerer Wirksamkeit aneinanderschließen.

Der Beifall des Reichstags, die warme Kundgebung der Anerkennung seitens des Vertreters der verbündeten Regierungen wird in Elsaß-Lothringen hoffentlich die Erkenntniß befestigen helfen, daß die erste Liebe, welche Alt-Deutschland seiner wiedergewonnenen Westmark zu Anfang der siebziger Jahre entgegenbrachte, ungeachtet mancher Enttäuschungen dennoch keineswegs verflogen ist, und daß ein ehrliches, treugemeintes Wort, von dort über den Rhein her zu Alt-Deutschland gesprochen, hier einen hellklingenden Widerhall findet.

Es handelte sich gestern um die Rückversetzung des in das Extraordinarium gestellten Reichszuschusses für die Universität Straßburg in das Ordinarium des Etats. Auf die patriotische Erklärung des Abgeordneten Petri hin stimmte nicht nur der Reichstag einmüthig zu, sondern auch der Vertreter des Bundesraths begründete seine zustimmende, wenn auch noch nicht bindende Aeußerung ausdrücklich mit dem Hinweis auf die Worte des Abgeordneten für Straßburg. Deutschland beglückwünscht diesen und Elsaß-Lothringen zu seinem Erfolge, mögen seine Landsleute daraus recht bald die praktische Nutzanwendung ziehen.

Das künftige deutsche bürgerliche Gesetzbuch.

Vortrag des Herrn Professor Dr. Windscheid im Kaufmännischen Verein.

I.

* Leipzig, 25. Februar. Dem gestrigen Vortrag im Kaufmännischen Verein war in den weitesten Kreisen mit dem lebhaftesten Interesse entgegengesehen worden. Der berühmte und hochverehrte Pandektenlehrer an unserer heimischen Universität, Herr Geh. Rath Prof. Dr. Windscheid, betrat zum ersten Mal in diesem Verein das Rednerpult, um über das recht zeitgemäße Thema: „Die Grundlagen des in Deutschland geltenden bürgerlichen Rechtes, mit besonderer Rücksicht auf das künftige deutsche bürgerliche Gesetzbuch" zu sprechen. Ein außerordentlich zahlreiches und glänzendes Auditorium, darunter viele Angehörige des juristischen Standes, füllte den Saal und begrüßte den Herrn Vortragenden bei seinem Eintritt durch Erheben von den Sitzen.

Der Herr Redner betonte in der Einleitung, er könne nichts bieten, was man Unterhaltung nennt. Die Materie der Rechtswissenschaft sei trocken und ernst. Er wolle reden über die Grundlagen des Rechts und zwar desjenigen Rechts, was man gewöhnlich Privatrecht nennt, welches die Beziehungen des Einen zu dem Andern regelt, nicht vom öffentlichen Recht, Verfassungsrecht, Strafrecht. Die Hauptmasse des bürgerlichen Rechtes ist das Vermögensrecht, das Familienrecht, sie behandelt das Mein und Dein und erstreckt sich auf das Verhältniß zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern rc. Die Grundlagen des jetzigen bürgerlichen Rechtes in Deutschland sind nicht einfach, und das kommt daher, daß sie nicht auf einheitlicher Quelle beruhen. Die breite Grundlage bildet zunächst das römische Recht, welches im Mittelalter in Deutschland zur Geltung gelangte. Es ist das eine der merkwürdigsten Thatsachen der Geschichte, weil es sich beim römischen Recht um ein Recht als Ganzes handelt. Die Reception des römischen Rechtes war der großen Mehrheit des deutschen Volkes schlechthin unverständlich. Der Hauptgrund seiner Einführung lag im Werth des römischen Rechtes; dasselbe war das Product eines für die Rechtsgesetzgebung besonders begabten Volkes, eines Volkes, welches der Erbe der ganzen antiken Cultur war. Das römische Recht bewegt sich in klaren, scharfen Begriffen, es ist nichts als ein Zweig der antiken Cultur, und wenn die Vernunft selbst reden könnte, dann wäre sie nicht anders zu reden im Stande als das römische Recht. Die Reception des römischen Rechtes ist geschehen durch die deutschen Juristen, welche ihren Rechtssprüchen und Rechtsbelehrungen dasselbe zu Grunde legten. Das einheimische Recht wurde allerdings nicht ganz verdrängt, indem der Grundsatz „Landrecht bricht Gemeinrecht" in Geltung blieb und in Folge dessen erst dann, wo das Landrecht schwieg, das römische Recht [illegible]

SLUB
Wir führen Wissen.